BERICHT
aus dem
PSYCHOLOGISCHEN INSTITUT
DER UNIVERSITÄT HEIDELBERG

Entwurf eines Utopieprinzips zur Generierung psychologischer Konstrukte

Norbert Groeben

Diskussionspapier Nr. 15

6900 HEIDELBERG 1, HAUPTSTR. 47-51, TEL. 06221/547346

Diskussionspapier Nr. 15
Juni 1979

ENTWURF EINES UTOPIEPRINZIPS ZUR GENERIERUNG PSYCHOLOGISCHER KONSTRUKTE

von

N o r b e r t G r o e b e n

Technische Herstellung:
Renate Schneider und Universitätsdruckerei Heidelberg

INHALT:

1. Wissenschaftstheoretische Ausgangskritik
2. Die Struktur des Utopieprinzips:
   Entwicklung am Beispiel des Kreativitätskonstrukts
3. Die state-trait-Problematik
   (am Beispiel von Neugiermotivation und Ironie)

ZUSAMMENFASSUNG:

Es wird als methodische Regel zur Generierung von psychologischen Konstrukten, die zukünftige Entwicklungsmöglichkeiten/ziele des Menschen bezeichnen, folgendes Utopieprinzip abgeleitet, legitimiert und an Beispielen verdeutlicht:
Man stellt ein hochkomplexes utopisches Konstrukt (der Psychologie) auf, indem man (zumindest) von zwei psychologischen Merkmalen ausgeht, die in der vorliegenden historisch-räumlich eingrenzbaren Situation gegenläufig sind (empirisch negativer Zusammenhang), und diese in dem Konstrukt als polar zusammengehörig postuliert (Überführung in positiven Zusammenhang); dabei soll ein Merkmal für sich genommen in Bezug auf die Zielvorstellung einer optimalen (menschlich-individuellen) Entwicklung eine positive, das andere eine negative Funktion haben und beide sich durch die polare Integration korrelativ korrigieren, insofern als der ursprünglich negativ fungierende Pol eine positive Funktion erhält und das positive Merkmal vor dem Umkippen in eine negative Funktion bewahrt wird; auf der Grundlage dieser korrelativen Korrektur ist die angezielte optimale Entwicklung möglichst schnell und sicher zu erreichen, indem die beiden polaren Merkmale so weit maximiert/intensiviert werden, als der positive Zusammenhang dadurch nicht zerstört wird.

Diese Arbeit wurde hergestellt im Rahmen der Förderung durch ein Akademie-Stipendium der VW-Stiftung 1978/79.

1. Wissenschaftstheoretische Ausgangskritik

Das Postulat der Werturteilsfreiheit für die empirischen Wissenschaften hat, zumindest für die Psychologie, zu einer inadäquaten Theorie/Reflexion der Wissenschaftler über ihr eigenes Handeln geführt: nämlich der Theorie, daß es möglich sei und daß es auch tatsächlich durchgeführt werde: psychologische Konstrukte gänzlich ohne Wertungsdimensionen 'rein deskriptiv' zu explizieren. Diese Behauptungen sind nicht korrekt, weil nicht realistisch; die Möglichkeit der absoluten Werturteils-Freiheit ist nicht gegeben, da die von ALBERT (1968) abgehobene Ebene der (wertenden) Metabasis (metatheoretische Präskriptionen, Ziele, Methodologien) nicht völlig ohne Einfluß auf die (inhaltliche) Gegenstandskonstituierung konzipiert werden kann (vgl. GROEBEN&SCHEELE 1977, 125ff.). Völlig damit in Obereinstimmung trifft auch für psychologische Wissenschaft zu, was für Alltagssprache ein normales Phänomen ist (von dem die Wissenschaftssprache allerdings im oben genannten unrealistischen Wissenschaftsverständnis 'gereinigt' werden soll): daß Konstrukte in wechselnder Gewichtung Verbindungen zwischen deskriptiven und wertenden Begriffsdimensionen darstellen. Für den umgangssprachlichen Gebrauch von Begriffen wie 'intelligent, aggressiv, überlegen' wird dies gewöhnlich sofort zugestanden, für die wissenschaftssprachliche Verwendung vehement abgestritten. Vielmehr, so lautet die naive Werturteilsfreiheits-These, müßten und würden diese präskriptiven Begriffsdimensionen für den wissenschaftssprachlichen Gebrauch eines solchen Terms gerade eliminiert (werden). Daß gerade z.B. durch den Kontrast zu der umgangssprachlichen negativen Wertung positive Wertungsdimensionen zustande kommen, ist nicht nur sprachpsychologisch und wissenschaftstheoretisch einsichtig, sondern m.E. auch von jedem Studierenden der Psychologie im Laufe seiner Sozialisation innerhalb der psychologischen Theorienwelt (die gleichzeitig auch eine Welt von - impliziten - Wertungen ist) erfahren worden. Und interessanterweise wird eine solche Wertung auch von den Wissenschaftlern trotz ihres Lippenbekenntnisses zur Werturteils-Freiheit durchaus impliziert, wie Wortkombinationen der Art wie 'erfolgreiche Aggressivität' etc. zeigen; BRANDTSTÄDTER&MONTADA sprechen daher von einem 'kryptonormativen Vokabular' (und geben Beispiele aus der

entwicklungs- und pädagogisch-psychologischen Literatur: 1977). Der Terminus 'kryptonormativ' bezeichnet genau das skizzierte Phänomen: daß nach außen hin (explizit) Werturteils-Freiheit behauptet wird, de facto aber (implizit) Wertungsteilmengen mitgemeint werden. Die Implizität solcher Wertung aber überläßt diese den individuell-subjektiven Präferenzen, Entscheidungen, Reflexionen des einzelnen Wissenschaftlers. Damit ist unter dem Aspekt der rationalen Konzeptualisierung und Begründung von Begriffsexplikationen hinsichtlich der wertenden Dimensionen psychologischer Begriffe ein Vakuum geschaffen.

Dieses Vakuum manifestiert sich nun auch auf metatheoretischer Ebene. Bei der Auszeichnung von Forschungsfragen, -problemen, inhalten etc. als Wissens<u>wertem,</u> dem in der derzeitigen wissenschaftstheoretischen Diskussion so genannten Relevanzproblem, gibt es kaum Ansätze, die sich zentral auf die psychischen Dimensionen und Entwicklungsmöglichkeiten des menschlichen Individuums beziehen. Von den drei Relevanzkategorien, die für die Psychologie (von HOLZKAMP (1972, 9ff.) bei HABERMAS aufgegriffen und in die Metatheorie der Psychologie übertragen) als bedeutsam angesetzt werden, sind bisher nur die technische und die gesellschaftliche Relevanz differenzierter diskutiert worden. Die humane oder anthropologische Relevanz ist weitgehend ein weißer Fleck geblieben. Das liegt nicht nur an der notorischen Anthropologieschwäche des Marxismus, sondern eben auch an der Wertungsfurcht der nicht-marxistischen Psychologien; da sie intuitiv durchaus bemerken, daß eine Abschottung von Metabasis-Wertungen und Wertungen im Objektbereich nicht möglich ist, verzichten sie lieber auf eine Konzipierung der humanen Relevanz (im Bereich der Metatheorie) als auf die Dauer gezwungen zu werden, Wertungen auch im Objektbereich explizit zuzulassen und zu begründen. Auf diese Weise ist es dazu gekommen, daß auch jene Wissenschaft, die innerhalb des Disziplinenkanons als erste und zentrale für die Konzeptualisierung/Bestimmung der humanen Relevanz von Wissenschaft und Forschung zuständig wäre, die Psychologie, keine auch nur ansatzweise befriedigende Vorstellung von den Zielen und Funktionen der Psychologie für die (onto- und eventuell auch phylogenetische) Entwicklung des Menschen erarbeitet hat. Daran ändert auch die implizite Wertungsdynamik der Deskription menschlicher Bedürfnisse, der subjektiv-individuellen Präskription der Wissenschaftler bei der Explikation psychologischer

Konstrukte nichts Grundsätzliches. Denn es fehlt dieser impliziten Wertungsdynamik eben an der explizit argumentierenden Legitimierung und damit an einer begründeten expliziten Grundstruktur der Generierung human relevanter Forschung/Wissenschaft. Das schließt nicht aus, daß psychologische Forschung in einzelnen Fällen und Bereichen quasi von selbst (d.h. vom methodischen Ansatz her) eindeutig humane, z.B. antiideologische Funktion hat; etwa dadurch, daß durch die deskriptive Erforschung der menschlichen Bedürfnisse gesellschaftliche Konventionen, Normen und Anforderungen, die diese Bedürfnisse vergewaltigen, desavouiert werden. Diese Funktion der Entkonventionalisierung hat Psychologie für jeden, der diese Wissenschaft studiert und wenigstens für den persönlichen Bereich der subjektiven Theorien/Reflexionen der entsprechenden Wertungskonsequenzen nicht verdrängt. Aber es handelt sich wegen des Werturteilsfreiheits-Postulats dabei nicht um ein systematisches Vorgehen zur Gewinnung und Begründung von Zielbewertungen (auf der Objekt- sowie Metaebene). Vielmehr können solche impliziten Zielfestsetzungen/Bewertungen auch Manifestationen der normativen Kraft des Faktischen sein, d.h. einfach gesellschaftlich manifeste und determinierte Präskriptionen übernehmen, wie es z.B. teilweise für die Lernzieltaxonomien innerhalb der Pädagogischen Psychologie gilt. Außerdem können inhaltliche Ziele auch in den Gegenstandskonstitutionen methodologischer Konzeptionen stecken, wie es z.B. für behavioristiche Forschungskonzeptionen zutrifft und sich in den impliziten Zielen der verschiedenen Therapieformen in der klinischen Psychologie auswirkt. Gerade der Niedergang des behavioristischen Paradigmas hat dazu geführt, daß man sich allenthalben der Notwendigkeit einer Zielexplikation und -begründung auf der Objektebene z.B. der Lernziele innerhalb der Pädagogischen Psychologie oder der Therapieziele in der Klinischen Psychologie sowie der Forschungsziele auf der metatheoretischen Ebene bewußt wird. Das zum gegenwärtigen Zeitpunkt zu ziehende Fazit aber lautet dabei: es gibt in der Psychologie keine expliziten, begründeten Menschenbildannahmen, die auf Objekt- und Metaebene als faszinierende Möglichkeiten der zukünftigen (positiven) Entwicklung des Menschen erscheinen.

Natürlich gibt es auch in der bisherigen Psychologie schon bestimmte Entwürfe von Entwicklungszielen, z.B. im Rahmen psychologischer Therapiekonzepte (vgl. ELLIS 1967; ROGERS 1964) oder

in der Manifestation einer literarischen Utopie wie 'Walden II' von SKINNER (1948). Beide Versionen aber erfüllen nicht die Anforderungen, die mit einer dezidierten Überwindung des Werturteils-Freiheits-Postulats verbunden sind: bei der Explikation von Therapiezielen handelt es sich praktisch durchwegs um inhaltliche Merkmale auf der Objektebene, die der Klient für sein Selbstbild übernehmen soll. Es fehlt ihnen nicht nur eine explizite Wertungs- oder Ziel-Rechtfertigung, sondern bei Erreichen dieses inhaltlich bestimmten Menschenbildes ist die Utopie auch erschöpft; d.h. es liegt der Bestimmung der Menschenbildannahmen kein metatheoretisches utopisches Prinzip zugrunde, das bei Erreichen bestimmter Menschenbilder immer wieder eine Generierung neuer utopischer Entwicklungsziele ermöglicht. Das gleiche gilt auch für die Utopie-Explikation von SKINNER: hier ist die konkrete (behavioristische Lern-)Theorie bereits vorgegeben, deren impliziten Wertungen und Menschenbildannahmen nachträglich expliziert und in der Form einer literarischen Utopie verteidigt werden. Abgesehen davon, daß die Wertungs-Perspektive in einen (quasi-)literarischen Raum exterritorialisiert wird, widerspricht besonders die defensive Argumentationsperspektive einer expliziten Einbeziehung von Wertungs- und Zieldimensionen in die sozialwissenschaftliche Psychologie: denn dabei geht es nicht um die nachträgliche Explikation von Menschenbildannahmen, die in unabhängig von solchen Zieldimensionen entwickelten Theorien enthalten sind, sondern darum, daß die Entwicklung von Theorien durch den Rahmen utopisch-faszinierender Menschenbildannahmen geleitet, bestimmt wird. Das angestrebte Utopie-Prinzip soll also diese Rahmensteuerung der Genese von Theorien durch faszinierende zukünftige Entwicklungsziele für das menschliche Subjekt leisten und außerdem diese Steuerung auch immer wieder, selbst nachdem bestimmte (Teil-)Ziele verwirklicht sind, ermöglichen.

Das Werturteilsfreiheits-Postulat hat die Psychologie auf objekt- wie metatheoretischer Ebene um die Entwicklung von in diesem Sinn utopischen Entwürfen gebracht. Die Kraftlosigkeit der Psychologie aber in Bezug auf utopische Entwicklungsmöglichkeiten des Menschen öffnet den Raum für eine rein oder überwiegend gesellschaftliche Determination utopischer Entwürfe, die ja nicht eo ipso das Glück des einzelnen umfassen müssen. Das Glück des einzelnen (zur Explikation s.u. Punkt 2.) gegen das potentielle Glück aller zu verteidigen, zu sichern, ist Aufgabe der Utopiedynamik einer human relevanten Psychologie.

Utopie hat dabei einen eindeutig positiven Wertungscharakter; sie beinhaltet die Irrealität als Noch-Nicht-Realität eines Modellentwurfs zukünftiger Entwicklungsmöglichkeiten, nicht aber - wie in der Alltagssprache - die Abwertung dieser Irrealität als unrealistisch, d.h. als nicht verwirklichbar. Utopie integriert zwei gegensätzliche Pole: Destruktion und Potentialität. Sie negiert (und destruiert damit) gegenwärtige Wirklichkeit,

wo diese "die Negation einer möglichen besseren" Welt ist (NEUSOSS 1972, 33); sie hält damit die Potentialität der Entwicklungsmöglichkeiten von Realität offen, besonders gegenüber ideologisch konvergenten Denkdeterminationen. Utopische Konzepte sind ein nur über Destruktion (z.B. von Ideologie bzw. manifest inhumaner Realität) erreichbares "Frei-Denken von sozialen Wirklichkeits- und Rechtfertigungsdeterminanten hin zur Potentialität konkurrierender Wirklichkeitsentwürfe" (GROEBEN 1974, 69). Da die Wirklichkeit der Psychologie zu allererst das menschliche Individuum ist, beziehen sich utopische Wirklichkeitsentwürfe der Psychologie für mich vor allem auf die Entwicklungmöglichkeiten des menschlichen Individuums. Und Wirklichkeitsentwürfe sind nicht erst bei der Anwendung psychologischer Theorien in Handlungs-/Veränderungsstrategien z.B. unter dem Zielaspekt in der Arbeits- und Freizeitpsychologie, in der Klinischen und Pädagogischen Psychologie thematisch, sondern immer auch schon in dem Menschenbild qua Gegenstandsverständnis der Forschungsprobleme und damit in den psychologisch erklärenden Konstrukten impliziert; das bedeutet, daß schon solche explikativen Konstrukte innerhalb allgemein-, differential-, sozialpsychologischer etc. Forschungsperspektiven eine utopische Dimension aufweisen müssen, - die gleichzeitig die Explikation und Manifestation (des Konzepts) der humanen Relevanz psychologischer Forschung darstellen.

Konstrukte, die solche Anforderungen erfüllen, können nun aber dem 'myth of simplicity' (BUNGE 1963), wie er in der Methodologie häufig für Konstruktexplikationen aufrechterhalten wird, nicht mehr entsprechen: es kann dann nicht mehr darauf ankommen, z.B. offene Konstrukte (mit einem über den empirischen Indikator der operationalen Definition hinausgehenden 'surplus meaning') möglichst schnell zu 'schließen', so daß das geschlossene Konstrukt (SCHNEEWIND 1969) dann völlig durch die operationale Indikatordefinition erschöpft wird. Denn solche als optinal angesetzte Entwicklung von Konstrukten im Laufe der Forschung führt notwendig zu möglichst einfachen im Sinne möglichst niedrigkomplexer Konstruktexplikationen. Die Verwirklichung von utopischen Dimensionen (mit der Polarität von Destruktion und Potentialität) in psychologischen Konstrukten aber erfordert unumgänglich das Zulassen, ja das Anstreben von großer Konstruktkomplexität. Die 'Offenheit' eines Konstrukts, sein 'surplus

meaning' gegenüber derzeit vorhandenen Wirklichkeiten (und damit Validitäten) wird geradezu ein Anzeichen für die Tiefe und Reife einer sozialwissenschaftlich-psychologischen Theorie (im Sinne der 'mature science' nach BUNGE). Daran aber schließt sich eines der Hauptprobleme für die Explikation utopischer Dimensionen in psychologischen Konstrukten an: nämlich wie die Komplexität inhaltlich so zu strukturieren/konzipieren ist, daß in der Tat die durch das Utopiekonzept angestrebte Potentialität (menschlicher Entwicklung) realisiert, d.h. offengehalten wird. Denn der gewichtigste Einwand gegen utopische Menschenbildannahmen in der Psychologie (auf der Meta-Meta-Ebene) ist unvermeidbar, daß solche Utopien selbst als erste zu einer Zerstörung der Potentialität von Entwicklungsmöglichkeiten führen (können). Die konvergente Realisierungsdynamik inhaltlich utopischer Menschenbildentwürfe steht (wie aus der Geschichte bekannt) unablässig in der Gefahr, selbst aus dem Gefühl des Wahrheits- und Glücksbesitzes für den Menschen heraus extrem dogmatisch, antiutopisch zu werden (von der mittelalterlichen Inquisition bis zum heutigen Vulgärmarxismus). Auf solche historischen Erfahrungen ist m.E. die Abstinenz von expliziten Menschenbildannahmen und letztlich das Werturteilsfreiheits-Postulat zurückzuführen. Doch ist, wie oben gezeigt, durch Abstinenz das Problem nicht zu lösen, sondern es wird nur resignativ anderen (potentiell noch weniger rationalen Instanzen als der Wissenschaft) überlassen. Es gilt, die Offenheit der utopischen Dimensionen durch den Rückgriff auf möglichst offene Entwicklungsmodelle des Menschen und eine möglichst explizite, begründete und kritisierbare Struktur der Legitimation von Wertung qua Utopiekonstruktion zu sichern. Das soll die Grundstruktur des Vorgehens zur Generierung psychologischer Konstrukte mit Utopiedimensionen leisten: den Rückgriff auf die Realität in der Oberwindung suboptimal humaner Wirklichkeit (Destruktionsaspekt) mit einer nicht-dogmatischen Konstruktion von Entwicklungsmöglichkeiten (Potentialitätsaspekt) verbinden. Dies ist sicherlich nur möglich, wenn man nicht auf inhaltlich festgeschriebene Explikationen von menschlichem 'Glück' zurückgreift, sondern auf möglichst offene Entwicklungsmodelle inhaltlich vielfältiger, flexibler Glücksvorstellungen (s.u.).

Die Grundstruktur zur Generierung psychologischer Konstrukte mit Utopiedimensionen nenne ich das Utopieprinzip (für die

Explikation psychologischer Konstrukte). Zusammenfassend lassen sich für den Entwurf des Utopieprinzips folgende Ausgangspunkte bzw. Anforderungen festhalten:

- die humane Relevanz der Psychologie (Wissenschaft/Forschung) manifestiert sich in den utopischen Menschenbildannahmen psychologischer Konstrukte, d.h. konstruktiven Entwürfen für die Entwicklungsmöglichkeiten des menschlichen Individuums.

- die utopischen Dimensionen psychologischer Konstrukte verbinden die Negation suboptimal humaner Realität (Destruktionsaspekt) mit inhaltlichen und trotzdem möglichst offenen konstruktiven Auszeichnungen von menschlichen Entwicklungsmöglichkeiten (Potentialitätsaspekt).

- die in diesen Dimensionen enthaltenen Wertungen (z.B. von Humanität) sind in expliziter Argumentationsstruktur herauszuarbeiten und zu begründen; die Gefahr einer antiutopischen, dogmatischen Realisierungskonvergenz der Konstruktion von Entwicklungsrichtungen ist durch den Rekurs auf offene Glücksmodelle zu vermeiden.

- die mit Hilfe des so zu explizierenden Utopieprinzips generierbaren Konstrukte widersprechen dem Werturteilsfreiheits-Postulat und dem 'myth of simplicity' - und sie sollen es; gegen dieses naive und unrealistische Selbstbild der Wissenschaft werden mit dem Utopieprinzip hochkomplexe und gemischt deskriptiv-präskriptive psychologische Konstrukte angezielt.

2. Die Struktur des Utopieprinzips: Entwicklung am Beispiel des Kreativitäts-Konstrukts.

Von der intuitiven Einschätzung her müßte die Kreativitätspsychologie am ehesten geeignet sein, dieses angestrebte Utopieprinzip schon jetzt in der Konstruktexplikation zumindest ansatzweise zu zeigen oder so weit zu enthalten, daß es an diesem Beispiel rekonstruierbar ist. Denn der 'Gegenstand' Kreativität sollte derjenige sein, der selbst permanent Utopien generiert und selbst als regulative Zielvorstellung eine andauerende Utopie für die Entwicklung des einzelnen Individuums darstellt. Die Hoffnung, am Konstrukt Kreativität Strukturzüge eines Utopieprinzips herausarbeiten zu können, geht daher von der Annahme aus, daß sich die Merkmalsräume des Gegenstandes Kreativität gegenüber den restriktiven Dynamiken wissenschaftstheoretischer Regeln (in Bezug auf Werturteilsfreiheit und Komplexitätsminimierung) durchsetzen und die utopische Kraft des Gegenstandes sich auf diese Weise auch in der entsprechenden Konstruktexplikation manifestiert. Anzeichen für die Berechtigung dieser Hoffnung sind m.E. in der erheblichen Komplexität des Kreativitätskonstrukts und in dem relativ deutlich wertenden Gebrauch des Konstrukts zu sehen; die Wertungsimplikationen beziehen sich

dabei sowohl auf die positive Bewertung des Phänomens Kreativität (z.B. innerhalb von Lernzielentwürfen etc.) als auch auf die Notwendigkeit, bei der Explikation/Anwendung des Konstrukts selbst Wertungen zu vollziehen (z.B. hinsichtlich des Produktkriteriums Neuheit/Originalität; vgl. GROEBEN&SCHEELE 1977, 129f.).

Die Annahme der heuristischen Brauchbarkeit des Kreativitätskonstrukts für die Präzisierung des Utopieprinzips wird besonders gestützt dadurch, daß auch innerhalb des Kreativitätskonstrukts das oben für die Utopiekonzeption als konstituierend festgestellte Phänomen der Polarität wieder auftaucht. Die Vorstellung polarer Gegenstäze und ihrer Verbindung ist - als kognitives wie als ontologisch behauptetes Prinzip - ein Konzept, das sich in allen historischen Entwicklungsstadien des menschlichen Reflektierens/Philosophierens wiederfindet, allerdings in stark variierender Bedeutungsfestlegung. Polarität soll hier in einem ersten Schritt aufgefaßt werden als das Konstatieren oder Konstituieren von Gegensätzen, Widersprüchen etc.; im zweiten Schritt aber bedeutet Polarität (als das ausschlaggebende konstitutive Element) ein Aufeinanderbeziehen der Gegensätze, das Zusammengehörigkeit postuliert. "Polare Gegensätze sind nicht kontradiktorische (ausschließende), sondern korrelative (zusammengehörige) Gegensätze (Entsprechungen) - in der Sprache des Logikers -; sie sind koexistent (zusammenbestehend) - in der Sprache der Ontologie." (WELLEK 1966, 49) In diesem Sinn sind Polaritäten auf allen drei Ebenen der Explikation des Kreativitätskonstrukts festzustellen: dem Produkt (Kriterien), dem Prozeß, der Person. Unter dem Produktaspekt stellen z.B. die beiden zentralen Kriterien (die beide als notwendige erfüllt sein müssen, um von Kreativität zu sprechen) zumindest in den extremen Ausprägungen Gegenläufigkeiten dar: extreme Neuheit transzendiert immer auch die vorgegebenen bisherigen Problemstellungen, kognitiven und pragmatischen Systeme und ist so, wenigstens für die vorhandenen Systeme, nicht (optimal) brauchbar; extreme Brauchbarkeit innerhalb gegebener Systeme perpetuiert deren konstitutive Funktionsmerkmale und schließt daher Neuheit tendenziell aus. Auch der Prozeßaspekt eröffnet mit dem 4-Stadienmodell (z.B. nach POINCARE: Präparation, Inkubation, Illumination, Verifikation) den Zugang zu gegenläufigen Merkmalen, die inner-

halb des gesamten kreativen (Problemlösungs-)Prozesses verwirklicht sein sollten/müssen: wie z.B. Ungeduld und Beharrlichkeit, Ich-Beteiligung als auch Ich-Ferne (oszillierend notwendig zum Erreichen der Illumination nach der Inkubation). Es handelt sich bei diesen polaren Gegenläufigkeiten nun ersichtlich um Zustandsmerkmale, die auch in größerer zeitlicher Erstreckung, d.h. als relativ überdauernde Persönlichkeitsmerkmale konzeptualisiert werden können. Und im Bereich des Persönlichkeitsaspektes ist in der Tat das Phänomen der Polarität am intensivsten theoretisch und empirisch konstatiert worden. Wegen der polaren Synthese von gegensätzlichen/gegenläufigen Persönlichkeitszügen erscheint der Kreative teilweise als geradezu 'paradoxale Persönlichkeit' (McMULLAN 1976). McMULLAN hat innerhalb einer Zwei-Faktor-Theorie der Kreativität die nach der bisherigen Forschung von ihm als zentral angesehen 8 Polaritäten der kreativen Persönlichkeit zusammengestellt; er bildet dabei die paradoxale Polarität in der Formulierungsweise einer (zumindest partiellen oder impliziten) contradictio in adjecto ab:

1. Delayed closure: Verbindung der Offenheit, des Undogmatismus und der Bevorzugung von Komplexität mit der Fähigkeit zur Elaboration, zur Schließung unvollständiger oder partiell unstrukturierter Konzepte, Probleme etc.

2. Converging divergence: Fähigkeit, sowohl vertikal als auch horizontal zu denken, Interaktion von konvergierenden und divergierenden (sensu GUILFORD) Denkprozessen.

3. Mindless perception: die Fähigkeit, sich selbst (die eigene Geschichte und Vergangenheit) im Erleben des Moments, in der Wahrnehmung zu verlieren und gleichzeitig ein hochintellektuelles, strukturiertes Verstehen zu leisten. Der Durchbruch des Unbewußten (mindless awareness) ins Bewußte (mindful understanding).

4. Constructive discontent: die Synthese von kritisch-destruktiver Haltung (bis zur Anarchie) und der Fähigkeit zu konstruktiver Problemlösung. Kreativität ist der Mut zur Konstruktivität auf der Basis von Unzufriedenheit, ja Verzweiflung (MAY 1975).

5. Detached involvement: Die Intensität des emotionalen Engagements (autonome Motivation) am Problem, der Fragestellung etc. führt nicht zu dogmatischer Geschlossenheit des Kognitionssytems, sondern wird korrigiert durch die Offenheit ermöglichende Distanziertheit, Objektivität, Gleichgültigkeit. Kreativität bedeutet die freie, ungebundene, überlegene Kognition in Integration mit der engagierten, bindenden Energie der ekstatisch intensiven Emotion: "It may well be that reason works best in the state of ecstasy." (MAY 1975)

6. Disinterested selfishness: die Verbindung von starker Egozentrizität mit intensiv altruistischer Haltung ist eine der widersprüchlichsten Synthesen des selbstaktualisierenden kreativen Individuums (MASLOW 1968).

7. Confident humility: die Neuheit kreativer Problemsichten, -lösungen etc. ist kognitiv und emotional nur auf der Basis eines starken Selbstvertrauens/Selbstbewußtseins zu erreichen und zu verteidigen, gleichzeitig aber ist die Fähigkeit zum Generieren von Neuem nur durch Selbstkritik und Selbstzweifel aufrechtzuerhalten. Kreativität bedeutet die Maximierung von Selbstvertrauen und Selbstzweifel: gleichzeitig und integriert!

8. Relaxed attention: der kreative Prozeß erfordert gleichermaßen Entspanntheit (für die Assoziationsflüssigkeit, Illuminationsphase etc.) als auch volle Konzentration auf die Problemstruktur, Lösungsmöglichkeit (und -ausarbeitung).

Das Beispiel der kreativen Persönlichkeitsmerkmale veranschaulicht die Polaritäts-Idee im Bereich des Psychischen als das Phänomen einer paradoxalen Integration: es gibt entgegengesetzte, gegenläufige Persönlichkeitszüge, die durch die kreative Persönlichkeit in paradox erscheinender Weise als zusammengehörig realisiert und damit integriert werden. Die Entgegensetzung, die darin besteht, daß normalerweise bei der Steigerung des einen Pols der andere minimiert wird, wird aufgehoben in eine Gleichläufigkeit, insofern als beide polaren Persönlickkeitszüge gesteigert werden (können). Innerhalb der (alltagssprachlichen) Veranschaulichung von Psychischem durch das Volumenmodell gesprochen: die Entgegensetzung der polaren Persönlichkeitszüge manifestiert sich in deren Divergenzdynamik; bei der paradoxalen Integration der kreativen Persönlichkeit wird diese Divergenz maximiert, ohne daß die Person sozusagen 'auseinanderbricht', die Pole werden als zusammengehörig (und damit gleichsinnig steigerbar) gehalten (eben integriert). Die utopische Struktur dieser paradoxalen Integration kommt deutlich heraus, wenn man die Struktur der einzelnen Daten, auf denen die oben angeführte Zusammenstellung basiert, näher anschaut; als paradigmatisches Beispiel sehe ich die Ergebnisse von BARRON (1967) hinsichtlich der Psychopathologie- und Ich-Stärke-Werte von Schriftstellern an.

BARRON stellte (u.a. in Oberprüfung der Neurosethese der Kreativität) fest, daß Schriftsteller (Untersuchung an 56 lebenden, bekannten amerikanischen Literaten) in der Tat in den oberen 15% der Population in allen Psychopathologie-Maßen des MMPI liegen (von daher gesehen also z.B. im Vergleich zur Normalpopulation mit überdurchschnittlich starken Ängsten belastet sind); gleichzeitig aber stellte er einen ebenfalls sehr hohen Wert auf der Ich-Stärke-Skala des MMPI fest. Dieser positive

Zusammenhang ist genau das Gegenteil der in den historisch-räumlich vergleichbaren Untersuchungen an Stichproben aus der Normalpopulation ermittelten negativen Korrelation zwischen diesen Untertest-Klassen (Korrelationskoeffizienten zwischen -.5 und -.6).

Dieses Datenbeispiel macht die Binnenstruktur der paradoxalen Integration relativ konkret faßbar: die Gegenläufigkeit der Persönlichkeitszüge besteht in Bezug auf die derzeitige (historisch-räumlich eingrenzbare) empirische Stituation (der 'normalen' Population) und manifestiert sich in dem negativen Zusammenhang; der potentielle Soll-Zustand (einer möglichen oder schon teilweise eingetretenen Entwicklung) besteht in der Umpolung des negativen in einen positiven Zusammenhang. In dieser Oberführung der Gegenläufigkeit in eine Gleichläufigkeit kommt die Integration zum Ausdruck; das Paradoxale der Integration bestimmt sich durch den Rückgriff auf die empirisch vorliegende Gegenläufigkeit. Die Formulierung des Aushaltens von Divergenzen, der paradoxalen Person geht also vom Ist-Zustand aus; die Rede von der Integration von Polen (von Polarität allgemein also) akzentuiert den (zukünftigen) Soll-Zustand. Die vom Ist-Zustand gesehen paradoxale Integration von polaren Merkmalen (im oben genannten Beispiel im Sinne von 'traits'; vgl. zur trait-state-Problematik unter 3.) ist in Richtung auf den zukünftigen Soll-Zustand gesehen die utopische Integration; dies legitimiert noch einmal die Heranziehung des Kreativitäts-Konstrukts als heuristisch-paradigmatisches Beispiel für die Entwicklung des Utopieprinzips: denn jede Utopie ist vom zu transzendierenden Ist-Zustand aus gesehen paradox! An dieser Stelle läßt sich nun eine erste (noch unvollständige) Formulierung des Utopieprinzips zusammenfassend angeben:

Man stellt ein (hochkomplexes) utopisches psychologisches Konstrukt auf, indem man (zumindest) von zwei psychologischen Merkmalen ausgeht, die in der vorliegenden historisch-räumlich eingrenzbaren Situation gegenläufig sind (empirisch gesicherter negativer Zusammenhang), und diese in dem Konstrukt als polar zusammengehörig postuliert (Oberführung in einen positiven Zusammenhang).

Natürlich müssen auch solche hochkomplexen, potentiell utopiedynamischen psychologischen Konstrukte validiert werden; bei einem utopiedynamischen Konstrukt bedeutet Validierung, da es sich ja um potentielle Möglichkeiten des Menschen handelt,

natürlich auch einen Akt konstruktiver Realisierung. Damit ist zweierlei angesprochen: erstens muß die Validierung überprüfen, ob die entwickelte Polarität in der Tat eine 'Möglichkeit' für den Menschen im oben explizierten Sinn von Utopie ist, d.h. nicht unrealistisch ist, also der Metanorm 'Sollen impliziert Können' entspricht (vgl. GROEBEN&SCHEELE 1977, 167ff.). Dabei ist allerdings das 'Können' nicht als statische, unveränderbare Disposition bzw. Grenze aufzufassen. Es ist durchaus mit der Metanorm vereinbar, wenn zunächst versucht wird, die Grenzen des 'Könnens' so weit als möglich hinauszuschieben; wenn man sich immer nur auf die zu einem bestimmten Zeitpunkt bestehenden Könnens-Grenzen beschränken würde, wäre eine utopische Veränderungsdynamik gar nicht möglich, der Sinn des Utopieprinzips also völlig aufgegeben. Die Metanorm 'Sollen impliziert Können' muß daher als eine Norm mit Rückkoppelungsschleifen nach Veränderungsversuchen der 'Könnens'-Grenze aufgefaßt werden: erst wenn diese Grenze mehreren qualifizierten Erweiterungsversuchen widerstanden hat, ist eine jeweilige utopische Entwicklungsmöglichkeit für das menschliche Individuum als unrealistisch aufzugeben. Dabei ist die Reichweite der Veränderungsversuche prinzipiell nicht zu beschränken: wenn nötig sind hier natürlich auch gesellschaftliche, ökonomische etc. Rahmenbedingungen miteinzubeziehen. Das Beispiel zeigt, daß für die konkrete Forschung die Unterscheidung von verwirklichbaren vs. unverwirklichbaren Utopien (vgl. BRANDTSTÄDTER 1979 2f.) noch eine Fülle von theoretischen und (methodischen) Problemen offensteht. Grundsätzlich kann aber immer von einer verwirklichbaren Utopie ausgegangen werden, wenn die Ereichung eines bestimmten Entwicklungsziels für eine bestimmte (Sub-)Population von Subjekten bereits gesichert werden kann. Für das Beispiel der kreativen Polarität von Angstintensität und Ich-Stärke ist das durch die Untergruppe der Literaten bereits nachgewiesen.

Zum zweiten bedeutet dann wissenschaftliche Forschung immer auch den Versuch, diese utopischen Möglichkeiten des Menschen durch die Forschung selbst - und natürlich deren Anwendung - zu Wirklichkeit werden zu lassen; durch Einbettung eines solchen utopiedynamischen Konstrukts innerhalb des nomologischen Netzwerkes werden die Rahmen- und Randbedingungen für die Entwicklung der Polarität in der Realität festgestellt (validiert).

Bei Konstrukten, die zukünftige Entwicklungsmöglichkeiten des Menschen bezeichnen, bedeutet das im Extremfall: die Rahmen- und Randbedingungen für diese mögliche Entwicklung (d.h. für das Auftreten des utopischen Konstrukts) werden zunächst theoretisch abgeleitet, sodann in der Realität aufgesucht bzw. hergestellt, so daß der angezielte Entwicklungszustand eintreten kann. Wenn es sich entsprechend der Utopie-Dynamik dieser Konstrukte um neue (z.B. noch nicht erforschte) Antezedenzbedingungen handelt, dann bedeutet eine Validierung dieser nomologischen Netzwerk-Annahmen auch immer schon eine Veränderung der Realität (qua Herstellung von bestimmten, bislang u.U. noch nicht existenten Bedingungen bzw. Bedingungskonstellationen). Hier wird deutlich, daß die Aufhebung der Werturteils-Freiheit sich ganz konkret bis in den unmittelbaren Forschungsprozeß und dessen Methodologie hinein auswirkt: was in der klassischen Methodologie als untolerabler Fehler gilt, nämlich durch den Forschungsprozeß den Gegenstand zu verändern, ist unter der Zielführung des Utopieprinzips zulässig, ja im Prinzip sogar von Vorteil: indem Forschung selbst den erforschten 'Gegenstand' (Mensch) entwickelt.

Methodologische Zwischenbemerkung.

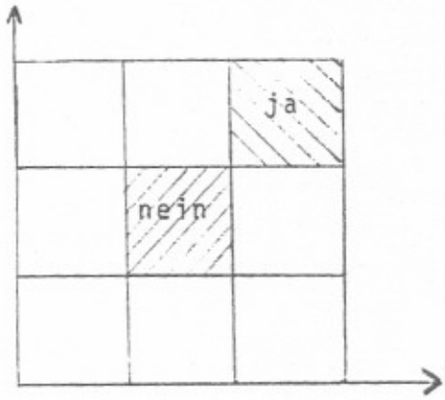
Bei der Explikation des Utopieprinzips war von Zusammenhängen zwischen psychologischen Merkmalen die Rede, bei dem Beispiel bestimmter Merkmale von Literaten (BARRON) von Korrelationen. Dahinter verbirgt sich ein grundsätzliches methodologisches Problem: die vom Utopieprinzip gemeinten Zusammenhänge sind solche, die innerhalb eines theoretischen Erklärungsansatzes mit der Behauptung von Realitätsgeltung angesetzt werden, d.h. für die eine im weiteren Sinn als kausal verstandene Gesetzmäßigkeit angenommen wird. BRANDTSTÄDTER nennt (1979, 3ff.) solche Zusammenhänge 'funktionelle Korrelation', die penibel von der statistischen Korrelation zu trennen ist: denn die funktionelle Korrelation impliziert eine statistische, nicht aber die statistische eine funktionelle (1979, 5). Wichtig ist gerade die Genese der statistischen Korrelation; wird eine funktionelle Korrelation behauptet, so müssen dafür allgemein-, differential-, entwicklungs- bzw. sozialpsychologische Gesetzmäßigkeiten ausgearbeitet und angeführt werden. Es ist klar, daß sich das Utopieprinzip zur Generierung psychologischer Konstrukte auf diese theoretische Erklärungs-Ebene der Behauptung funktioneller Zusammenhänge bezieht.

Daraus folgt unter amderem, daß sich diese Zusammenhänge auf der statistischen Ebene in vielfacher Weise manifestieren können, die Abbildung mithilfe eines Korrelationskoeffizienten (wie im oben angeführten Beispiel aus der Kreativitätspsychologie) ist nur eine Möglichkeit. Dabei bedeutet der negative Korrelationskoeffizient der Ausgangslage ganz konkret ja zunächst einfach nur, daß Individuen mit der Konjunktion der Merkmale 'Angst' und 'Ich-Stärke' selten vorkommen; die Umpolung zur positiven Korrelation heißt dann, daß diese Kombination häufiger vorkommt.

Damit wird aus einer seltenen Außenseiterrolle eine allgemeine, übliche. An dieser Stelle zeigt sich, wie wichtig die Unterscheidung von funktioneller und statistischer Korrelation ist: würde man nämlich die statistische mit der funktionellen identifizieren, so müßte hier die Konsequenz gezogen werden: daß man mit der Eliminierung der Außenseiterrolle auch noch die wenigen Kreativen aus der Welt schafft. Unter dem Aspekt der Trennung von funktionellem Zusammenhang (auf theoretischer Erklärungsebene) und statistischer Korrelation aber ist diese Gefahr nicht gegeben: wenn die Kreativität (funktionell) durch die polare Integration von Angst und Ich-Stärke (mit-)bedingt ist, dann wird durch eine häufigere Kombination dieser Merkmale Kreativität nicht seltener, sondern häufiger (im Extremfall allgemein verbreitet).

Damit aber kommt konsequenterweise eine weitere Manifestationsmöglichkeit auf statistischer Ebene für diesen funktionellen Zusammenhang in den Blick: wenn alle Individuen eine gleichsinnige (nicht gegenläufige) Maximierung der beiden thematischen Merkmale aufweisen, wird ein Korrelationskoeffizient im Extremfall gar nicht mehr berechenbar. Denn das absolute Optimum liegt beim Utopieprinzip (nicht wie z.B. bei Gesetzmäßigkeiten wie der inversen U-Funktion in der Mitte, sondern) im obersten rechten Teil des oberen rechten Quadranten:

Optimun:



Daraus folgt, daß sich eine vollständige Verwirklichung eines utopischen Konstrukts bei allen Individuen z.B. durch die Minimierung von Varianz manifestieren kann, wie es auch für Konzepte des zielerreichenden Lernens gilt (vgl. TREIBER et al. 1976).

Die Varianzminimierung erscheint mir aber in der Tat nur eine Manifestation für das optimale Endstadium der Oberführung von einem negativen (funktionellen) Zusammenhang von Merkmalen zu einem positiven. Für weniger optimale Stadien dieses Umschlags ist sicherlich der Korrelationskoeffizient als Manifestation auf statistischer Ebene näherliegend. Die damit implizierten statistisch-methodologischen Probleme lassen sich m.E. durch Rückgriff auf die Trennung von funktionellen und statistischem Zusammenhang theoriegeleitet lösen, z.B. in Bezug auf das Problem der Populationsabhängigkeit der Korrelation: unter diesem Aspekt kann die negative Korrelation der Gesamtpopulation bekanntlich ein Artefakt der Stichprobenheterogenität sein. Diese Artefakt-Gefahr läßt sich vermeiden, wenn man die Populationsabhängigkeit explizit in die Generierung der Zusammenhangsbehauptungen auf theoretischer Erklärungsebene mit hineinnimmt. D.h. es sind theoriegeleitet verschiedene Populationen zu be-

haupten, z.B. in Entgegensetzung zu den Literaten als 'utopischen' Menschen eine Population 'ideologischer' Individuen. Dafür kämen bei dem oben diskutierten Kreativitätsproblem z.B. Individuen mit einer Desintegration von Kognition und Emotion bzw. Kognition/Emotion und Handeln infrage, also neurotische Personen (vgl. zu dieser Gegensetzung von Kreativität und Neurose KUBIE 1966). Das Umschlagen von der negativen zur positiven Korrelation wäre dann zwischen dieser 'ideologischen' und 'utopischen' Population zu postulieren (vgl. zum Realitätsgehalt ULMANN 1968, 39ff.).

Sicherlich gibt es außer den genannten Möglichkeiten noch weitere Manifestationsversionen auf statistischer Ebene; diese hier zu diskutieren, ist nicht das Ziel dieser Arbeit. Ein Aspekt soll aber noch benannt werden: es wird beim Utopieprinzip immer von der Kombination zweier Merkmale ausgegangen. Nun könnte man natürlich einwenden, daß schon aus Ökonomiegründen multivariate Kombinationen sinnvoller sein. Ich bin mir hier nicht ganz schlüssig; zumindest halte ich es aber für denkbar, daß unter dem Aspekt der Realisierbarkeit das Beharren auf nur bivariater Kombination gerechtfertigt ist (der Mensch kann normalerweise nicht alles auf einmal ändern, s.o. 'Sollen impliziert Können'). Damit ist die Einbeziehung weiterer Merkmalsdimensionen ja keineswegs ausgeschlossen, die müßten nur als Kombinationen höherer Ordnung integriert werden. Dadurch ist auch die Offenheit des Utopieprinzips, d.h. die permanente Generierung neuer utopischer Konstrukte auch auf der Grundlage schon erreichter Utopien, gesichert (s.u.).

Eine wichtige Dimension aber läßt die obige unvollständige Formulierung des Utopieprinzips noch offen: im Begriff der Utopie ist ja impliziert, daß es sich dabei um eine Verbesserung der Welt (hier die des menschlichen Individuums in seiner Entwicklung) handelt, um eine Entwicklungsmöglichkeit also nicht nur im Sinne der Veränderung, sondern auch im wertenden Sinne der Veränderung zum Besseren (und das heißt alltagssprachlich im menschlichen Bereich zu mehr - individuellem - Glück). Es ist nun nicht einsichtig und auch nicht begründbar, daß und wie durch die Integration von zwei bisher gegenläufigen Merkmalen zu zusammengehörigen, polaren die Entwicklung des Menschen zum 'Besseren' sozusagen von selbst gesichert sein/werden soll. Hier bedarf es weiterer Einschränkung im Sinne von Spezifizierung der Integrationsmöglichkeiten: durch eine solche Spezifizierung muß die Richtung des Entwicklungsfortschrittes festgelegt und gesichert sein. Auch hierzu bietet das oben angeführte Beispiel Ansatzpunkte: man wird sicher vom intuitiven Vorverständnis her das Merkmal Ich-Stärke als für die Erreichung menschlichen Glücks (glücklicher Entwicklung qua Selbstaktualisierung etc.) positiv bezeichnen; desgleichen erscheinen die emotionalen

Angstbelastungen (wie sie sich in den Psychpathologie-Skalen manifestieren) als negativ in Bezug auf 'Glück'. Die polare Synthese beider minimiert ihre Negativa und maximiert die Positiva; im einzelnen: das Merkmal der Ich-Stärke kann für sich allein - wie es für alle positiven Werte gilt - durch unbegrenzte Maximierung ins Negative umschlagen; bei Ich-Stärke z.B. durch den Obergang in (ungesteuerte) unrealistische Oberheblichkeit, Egozentrismus, Durchsetzungsfähigkeit - im menschlichen Bereich manifestiert sich solche ungebremste maximierte Ich-Strärke häufig als 'Sozialdarwinismus'. Hier erfüllt die Synthese mit einem für sich allein 'negativen' Merkmal die ganz am Anfang für Polarität explizierte Strukturdimension der gegenseitigen Korrektur. Die Angstdimensionen wirken als Korrektiv bei der Maximierung der Ich-Stärke: sie verhindern deren Umkippen in den negativen Bereich. Noch wichtiger aber erscheint mir die Korrekturfunktion in der komplementären Richtung: von der Ich-Stärke zu den Angstdimensionen hin. Denn in dieser korrektiv-korrelativen Integration erhalten die Angstdimensionen auf einmal eine positive Funktion: sie ermöglichen eine (humane) Sensibilität des Eingehens auf, des nicht-angepaßten, aber trotzdem verstehenden Verhältnisses zur Umwelt (für das Individuum). Das für sich allein genommen negative Merkmal wird also in der utopisch-polaren Integration umgepolt zum Positiven, das für sich allein genommen positive Merkmal wird am Umkippen ins Negative gehindert. Die Struktur, die für die utopische Integration von Polaritäten die Richtung der Entwicklung zum Besseren ermöglicht/garantiert, besteht also darin, daß ein für sich allein genommen positiver Pol mit einem für sich allein genommen negativen verbunden wird, so daß sie gegenseitig eine korrektive Funktion ausüben (d.h. der negative einen Umschlag ins Positive erfährt, der positive vor dem Umkippen ins Negative bewahrt wird).

Durch diese Strukturbestimmung kommt das Problem des 'Glücks' bzw. der optimalen Entwicklung ins Blickfeld; in den bisherigen Formulierungen war dabei von einem alltagssprachlichen intuitiven Vorverständnis ausgegangen, das natürlich innerhalb eines wissenschaftlich-rationalen Begründungszusammenhanges ebenfalls wissenschaftlich präzisiert werden muß. Auch hier hat die Psychologie wegen ihrer Wertungsallergie bislang nicht viel anzubieten. Zumindest aber die Grundprobleme und der Ansatzpunkt

erfolgversprechender Lösungsstrategien sind benennbar. Das Hauptproblem ist, daß eine Konkretisierung des Glückskonzepts durch Festlegung auf einen u.U. sogar abgeschlossenen Kanon von Bedürfnissen und deren Erfüllung selbst unvermeidbar unutopisch, ja dogmatisch ist bzw. wirkt. Dies ist die wichtigste Einsicht aus der Diskussion des (englischen) Utilitarismus, der genau dieses Ziel zu erfüllen versucht hat (vgl. HÖFFE 1975). Will man auch hier nicht in die Gefahr kommen, das Individuum zu vergewaltigen, dann muß man die Entscheidung für und die Verwirklichung von bestimmten Bedürfnissen dem einzelen überlassen; das aber heißt, daß das 'Glück' nicht generell und gleichzeitig inhaltlich direkt intendierbar ist (HÖFFE 1975, 190); gutes oder glückliches Leben ist nicht durch Merkmalsfestlegungen auf der Objektebene (von Bedürfnissen und deren Befriedigung) bestimmbar. Damit aber geht das Problem der Explikation menschlichen Glücks auf die höhere (Meta)Ebene einer 'offenen Theorie otimaler Entwicklung' (BRANDTSTÄDTER 1977) über; eine solche Theorie gibt auf der Metaebene, d.h. in Form einer intentio indirecta, die Voraussetzungen für eine optimale Selbstverwirklichung an, d.h. die Bedingungen der Möglichkeit für je individuelle Glücksverständnisse/festlegungen. Diese indirekte Intention der Metaebene wird dem oben ausgeführten Verständnis von humaner Relevanz voll und ganz gerecht. BRANDTSTÄDTER (1977) hat auf der Grundlage kybernetischer Theorien adaptiver und selbstoptimierender Systeme als konstitutive Merkmale einer optimalen Entwicklung postuliert: Selbstständigkeit bei der Lösung von Anpassungskrisen; - Flexible Verhaltensprogrammierung; - 'Internes Umweltmodell' von hoher prognostischer Validität; - Fortlaufende und differenzeirte Effektkontrolle; - Geringe Determination der Wahrnehmung durch Einstellung und Antizipationen; etc. Diese Merkmale sind selbst nicht als Festlegung von 'Glück' auf der Objektebene zu verstehen, sondern als Bedingungen, die auf der Metaebenen die 'Bewegungsfreiheit' des "Individuums im weitesten, Denken und Handeln einschließenden Sinne" herstellen (BRANDTSTÄDTER 1978, 16); eine Bewegungsfreiheit, die dem Individuum eine optimal selbstbestimmte und die eigenen Bedürfnisse veridikal abbildende Festlegung des individuellen Glücks ermöglicht. Die Merkmale optimaler Entwicklung determinieren also nicht bestimmte inhaltliche Glücksvorstellungen, sondern können und sollen eine große Varianzbreite solcher

individueller Festlegungen ermöglichen, indem sie lediglich 'falsche', z.B. ideologische Bedürfnisse und Glücksvorstellungen verhindern. Daß dabei diese ('Meta')Merkmale einer optimalen Entwicklung selbst z.T. auch ein polare Integration aufweisen, ist unter der Perspektive des Utopieprinzips weder verwunderlich noch abzulehnen: so bedingt ein 'Internes Umweltmodell von hoher prognostischer Validität' normalerweise eine relativ hohe Selektivität der Wahrnehmung und steht damit in einem polaren Verhältnis zum letzten Merkmal ('geringe Determination der Wahrnehmung durch Einstellungen und Antizipationen'). Auf dem Hintergrund einer solchen wissenschaftlichen Explikation von optimaler Entwicklung kann man m.E. auch die oben hinsichtlich der Merkmale Angst vs. Ich-Stärke intuitiv angesetzten Bewertungen in wissenschaftlicher Begründung aufrechterhalten. Ich-Stärke ist sicherlich ein konstruktives Agens in Richtung auf 'Effektkontrolle', Selbständigkeit bei der Lösung von Anpassungskrisen etc.; desgleichen verhindern Angstdimensionen normalerweise Flexibilität, determinieren (verzerrend) die Wahrnehmung über Einstellung/Antizipation etc., wirken also in Bezug auf die regulativen Zielideen optimaler Entwicklung destruktiv. Natürlich müßten diese Bewertungen (wie auch die oben implizierten Behauptungen über den Umschlag bzw. das Umkippen der Merkmale in der Wertungsdimension) unter Heranziehung empirischer Ergebnisse der Forschung legitimiert werden; dies ist nach Aufgeben des Werturteilsfreiheits-Postulats grundsätzlich durchaus möglich durch die Anwendung der Ziel-Mittel-Analyse als Argumentationsverfahren zur Überprüfung deskriptiv-präskriptiver Satzsysteme: die Methodik solcher Analyse ist in GROEBEN&SCHEELE (1977, 122ff.) dargestellt. Diese Legitimationsnotwendigkeit, aber auch -fähigkeit erstreckt sich selbstverständlich auch auf die Beibehaltung oder Veränderung der hier zunächst einmal als legitimiert unterstellten Theorie der optimalen Entwicklung; an dieser Stelle ist unter systematischem Aspekt über die Ziel-Mittel-Analyse hinauszugehen in den Bereich der Grundwertlegitimation (vgl. GROEBEN&SCHEELE 1977, 170ff.). Diese Legitimationsargumentationen sind als notwendig vorausgesetzt und impliziert, wenn ich als vorläufig vollständige Fassung des Utopieprinzips zusammenfassend formuliere:

Man stellt ein hochkomplexes utopisches Konstrukt (der Psychologie) auf, indem man (zumindest) von zwei psychologischen Merkmalen ausgeht, die in der vorliegenden historisch-räumlich eingrenz-

baren Situation gegenläufig sind (empirisch negativer Zusammenhang), und diese in dem Konstrukt als polar zusammengehörig postuliert (Überführung in positiven Zusammenhang); dabei soll ein Merkmal für sich genommen in Bezug auf die Zielvorstellung einer optimalen (menschlich-individuellen) Entwicklung eine positive, das andere eine negative Funktion haben und beide sich durch die polare Integration korrelativ korrigieren, insofern als der ursprünglich negativ fungierende Pol eine positive Funktion erhält und das positive Merkmal vor dem Umkippen in eine negative Funktion bewahrt wird; auf der Grundlage dieser korrelativen Korrektur ist die angezielte optimale Entwicklung möglichst schnell und sicher zu erreichen, indem die beiden polaren Merkmale so weit maximiert/intensiviert werden, als der positive Zusammenhang dadurch nicht zerstört wird.

Diese Fassung des Utopieprinzips erliegt m.E. nicht den oben für utopische Entwürfe skizzierten Gefahren: durch den Rekurs auf das offene Modell optimaler Entwicklung vermeidet es die dogmatisierende Realisierungskonvergenz im Hinblick auf konkrete, direkt intendierte Glücksvorstellungen, wie sie für die meisten Heilslehren mit verheerenden, antiutopischen Konsequenzen (vgl. Religions-Kriege etc.) symptomatisch ist. Außerdem überholt es sich auch nicht selbst: es ist offen, insofern als mit seiner Hilfe immer neue (auf die jeweilige historisch-räumlich Situation zurückbezogene) paradox-utopische Integrationen/Polaritäten generierbar sind. Da in dieser Generierung innerhalb der Legitimierungsargumentation von deskriptiv-präskriptiv gemischten Satzsystemen konstitutiv der Rückgriff auf die empirische Realität als - kritisierter - Ausgangspunkt verankert ist, ergeben sich auch unter der Voraussetzung, daß die Veränderung der Realität in Richtung auf utopische Integrationen schon an bestimmten oder sogar mehreren Stellen gelungen ist, immer noch weitere Integrations-/Utopiemöglichkeiten; und da es sich bei dem Rückgriff um einen auf historisch-räumlich eingegrenzte Realität handelt, ist auch die Veränderung der Realität durch z.B. historisch-gesellschaftlich Entwicklungen und in Folge davon die Veränderung der Utopie-Polaritäten mit berücksichtigt. Aus dem gleichen Grund hält das Utopieprinzip auch der Argumentationsfigur der Selbstanwendung (im Sinne von GROEBEN 1979) stand, d.h. erfüllt seine eigenen Anforderungen: es stellt selbst eine polare Integration dar, indem es die maximale Realitätsnähe (des Ausgangspunkts) mit der extremen Realitätstranszendenz (der paradox-utopischen Umpolung des empirischen Zusammenhangs) verbindet.

Nachbemerkung zur Wissenschaftsgeschichte:

Diese Explikation des Utopieprinzips zur Generierung psychologischer Konstrukte nimmt, wie eingangs schon angedeutet, natürlich Konzeptualisierungen aus einer Fülle von Entwicklungen/Positionen der Wissenschaftsgeschichte auf, wenngleich sie nicht identisch mit diesen Positionen ist. Als Beispiele für solche analogen, aber nicht identischen Konzeptionen seien nur genannt: in ontologischer Perspektive hat Nikolaus von Cues die Koinzidenz der Gegensätze (oppositorum) postuliert; eine Idee, die in der Konzeption der nicht-antagonistischen Widersprüche innerhalb des Marxismus wieder aufgenommen wird (vgl. KLAUS&BUHR 1972), wobei solche nicht-antagonistischen Widersprüche im Sinne der Dialektik aufhebbar sind. Diesen Aspekt der Aufhebbarkeit enthält z.B. auch innerhalb der Ganzheitspsychologie das Konzept des 'Obertyps' (des 'Gestaltungskräftigen' nach KRUEGER), der die Merkmale des analytischen und des synthetischen Typs miteinander verbindet. Man könnte nun alle solche Konzeptionen daraufhin untersuchen und darstellen, inwiefern das vorliegende Utopieprinzip Modifikationen, Erweiterungen und dadurch vor allem Präzisierungen bietet; doch halte ich ein solches Vorgehen für müßig, da es nur zu einem erheblichen Ballast an wissenschaftshistorischen Bewertungen und Zurückweisungen führt. Ich habe mich daher auf die konstruktive Explikation einer möglichst konkreten und präzisen Regelstruktur konzentriert, die eine systematische Verfahrensweise bei der Generierung utopischer psychologischer Konstrukte ermöglicht/garantiert. Ich halte diese Explikation allerdings für methodisch expliziter und damit brauchbarer als alle anderen innerhalb der Polaritäts-Idee bisher vorliegenden Konzepte; zu diesem Vorteil der methodologischen Explizitheit und Kohärenz gehört dabei m.E. auch, daß hier statistische Maße (s.o.) wie u.a. der Korrelationskoeffizient realistisch im Rahmen ihrer Aussagekraft verwendet werden, nämlich zur Feststellung eines Zusammenhangs (und nicht wie so häufig - und methodologisch problematisch bzw. komplexe Zusatzoperationen erfordernd (vgl. Pfadanalyse) - als Approximation an eine Kausalstruktur). Außerdem vermeidet die metatheoretisch-methodologische Explikation/Präzisierung der Polaritäts-Idee als Utopieprinzip innerhalb einer und für eine sozialwissenschaftliche(n) Psychologie die Schwierigkeiten ontologischer Implikationen, wie sie z.B. hinsichtlich des marxistischen Konzepts des Widerspruchs auftreten (vor allem im Problem, ob es außer logischen Widersprüchen überhaupt reale geben kann, ob das nicht eine Überziehung des Widerspruchbegriffs ist, ob Gegensätzlichkeit von realen Dingen/Ereignissen etc. nicht immer eine theoretische Konzeption voraussetzt etc.). Unter diesen Aspekten ist es durchaus möglich (was natürlich auf die Dauer explizit zu überprüfen wäre), daß die Explikation des Utopieprinzips als metatheoretische Regelstruktur eine Kombination von möglichst geringer ontologischer Belastetheit mit möglichst großer verfahrenstechnischer Explizitheit darstellt.

3. Die state-trait-Problematik (am Beispiel von Neugiermotivation und Ironie)

Die vorgelegte Explikation des Utopieprinzip thematisiert - zumindest in dem heuristisch als paradigmatisch angesetzten Kreativitätsbeispiel - vor allem Persönlichkeitszüge (traits im

Sinne der differentiellen Psychologie); sie zieht damit unvermeidbar die Kritik der differentialpsychologischen 'state-Theoretiker' auf sich. Nach diesen Situationstheoretikern gilt die transsituative Konsistenz von Verhalten höchstens für 'unangepaßte, schwer gestörte, unreife Personen' (MISCHEL 1973, 258). Dies steht nun natürlich in diametralem Gegensatz zu dem durch das Utopieprinzip angezielten Persönlichkeitsbild einer optimalen Entwicklung. Es gilt also, sich der Frage zu stellen, ob sich das Utopieprinzip durch die Implikation von (situationsunabhängigen) Persönlichkeitszügen selbst (vor jeder Anwendung) aufhebt (im Sinne von unmöglich macht)!

Darauf läßt sich zunächst einmal mit einer Verteidigung der trait-Perspektive antworten: da das Utopieprinzip zur Generierung und Realisierung eines zukünftigen (faszinierenden) Menschenbildes gedacht ist, stehen naturgemäß als Merkmalsdimensionen des Menschenbildes traits im Vordergrund. Denn das Individuum setzt als Ziel für eigene potentielle Entwicklungen bzw. Persönlichkeitsveränderungen natürlich relativ zeitüberdauernde Veränderungen, also Persönlichkeitszüge, an. Und an einer solchen Frage- und Problemstellung ist auch dann berechtigterweise festzuhalten, wenn empirisch nachweisbar ist, daß Situationsunabhängigkeit dispositionaler traits nicht immer gegeben ist. Wie die Analyse von Forschungsprogrammen als Problemlöseprozesse unter dem non statement-view von Theorien ergeben hat, handelt es sich bei state- vs. trait-Forschungsprogrammen um verschiedene Problemdefinitionen, die wegen der 'begrifflichen Art' ihres Annahmenkerns nicht anhand empirischer Daten falsifizierbar sind (HERRMANN 1976). Dispositionszentriete Forschungsprogramme sind daher mit Daten aus state-Forschungsprogrammen nicht zurückweisbar, da sie Annahmen über Situations-Verhaltens-Zusammenhänge gar nicht in ihrem Annahmenkern enthalten (müssen) (HERRMANN 1976, 67). Es ist deshalb metatheoretisch völlig legitim, bei der Frage nach einem utopischen Menschenbild in der Psychologie eine dispositionsorientierte Problemperspektive zu setzen und anzuwenden. Auch die psychologisch theoretische Erklärung solcher unterschiedlicher Sichtweisen (Problemsetzungen) durch die Attributionstheorie führt nicht zu einer unauflösbaren Inkohärenz innerhalb des Utopieprinzips; nach Aufarbeitung entsprechender Untersuchungen kommen z.B. JONES&NISBETT (1971)

hinsichtlich subjektiver Theorien zu der Konsequenz, daß die Beobachtungsperspektive des Interpretierenden für die Entscheidung zwischen state- und trait-Problemsetzung ausschlaggebend ist: der Handelnde selbst attribuiert seine Handlungen auf situationale Umstände, während der nicht-handelnde Beobachter die gleichen Handlungen auf Persönlichkeitsdispositionen (des Akteurs) zurückführt; die Erklärung ist, daß sich für den Handelnden vor allem Informationen hinsichtlich situationaler Zustände, für den Beobachter aber vor allem Informationen über den Akteur als Figur vor dem Hintergrund der Situation abheben. Daß ein zukünftiges Menschenbild zunächst einmal aus der Position des (externen) Beobachters heraus konzptualisiert/beschrieben wird, ist psychologisch sinnvoll; denn solange es noch nicht erreicht ist, fehlt dem jeweiligen Individuum die entsprechende Erfahrung qua Selbst-Erfahrung, es kann sie nur als erlebte oder gedachte Erfahrung anderer (oder eines zukünfigen Selbst) realisieren. Erst die Realisierung dieser Utopie durch das individuelle Subjekt kann die sozusagen interne Sichtweise des Akteurs selbst ermöglichen; aber auch dann erfüllt die dispositionsorientierte Beschreibung/Konzeption durchaus noch eine utopiekompatible Funktion: indem durch die externe Beobachterperspektive die Polarität von maximaler Engagiertheit und Distanziertheit für und von eigene(n) Entwicklungsmöglichkeiten ermöglicht wird. Diese utopische Integration zeigt aber auch, daß auf die Dauer eine konstruktive Einbeziehung der state-Perspektive durchaus möglich und angezielt ist.

Der Versuch, die state-Perspektive konstruktiv einzubeziehen, kann zunächst einmal eine in Richtung auf den Situations- und damit Prozeßaspekt differenziertere Analyseperspektive verfolgen: in der Frage, wie die polaren Merkmale in der konkreten Situation, im konkreten Prozeß 'gleichzeitig' realisiert werden. Dieser Frage hat sich auch McMULLAN mit seiner Zwei-Faktor-Theorie der Kreativität gestellt; zwei seiner Antworten sind hier relevant: zum einen kann man die Einbeziehung der Situation durch Differenzierung qua Sequentialisierung konzipieren; die verschiedenen Pole werden dann für verschiedene Situationen nacheinander (sequentiell) aktualisiert; die polare Integration besteht in der strukturellen Fähigkeit zu beiden. Mit mehr Akzentuierung der Prozeß-, nicht der Situationsdimension arbeitet die Vorstellung

der Oszillation (McMULLAN 1976, 271f.): innerhalb des Prozesses wird (gegebenenfalls sogar unabhängig von der Situationsstruktur) zwischen den beiden integrierten Polen hin und her geschwungen, oszilliert; hier kann eine extrem differenzierende Analyse u.U. sogar Interaktionseffekte von Prozeß- und Situationsvariablen konstituieren. Sequentielle Differenzierung und Oszillation sind sicherlich nur zwei Möglichkeiten der Einbeziehung von Situations- und Prozeßdimensionen (qua Sekundärannahmen, vgl. HERRMANN 1976, 68) in ein dispositionsorientiertes Forschungsprogramm. Hinsichtlich der Formulierung von (utopischen) Menschenbildannahmen allerdings dürften solche Differenzierungen zu molekular sein; konstruktiv gewendet: die molarere Formulierung von utopischen Menschenbildmerkmalen im Rahmen einer dispositionsorientierten trait-Perspektive (wie bei der Formulierung des Utopie-Prinzips geschehen) bedeutet bei Einbeziehung der mitgemeinten State- und Prozeßdimensionen die Realisierung der Polarität: Situationsunabhängigkeit bei gleichzeitiger Situationsangemessenheit.

Es läßt sich daher auf jeden Fall die Konsequenz ziehen, daß die state-trait-Problematik keineswegs zu einer internen Inkohärenz oder impliziten Aufhebung des Utopieprinzips führt, insofern als das Prinzip gegenüber der Realität in Verletzung der Metanorm 'Sollen impliziert Können' unrealistisch wäre ('utopisch' im pejorativ alltagssprachlichen Sinn). Es sind durchaus Verbindungen mit den verschiedensten Möglichkeiten der Einbeziehung von Situations- und Prozeßaspekten in die trait-Perspektive möglich; das bedeutet auch, daß sich das Utopieprinzip keineswegs nur auf psychologische Konstrukte beschränkt, die Merkmale qua traits im eingeren Sinn enthalten. Vielmehr kann (und soll) es sich dabei auch um Merkmale/Pole handeln, die bereits eine Interaktion zwischen Situation/Prozeß/Disposition etc. darstellen bzw. abbilden. Als Beispiel für solche Pole sei kurz das Konstrukt der Neugiermotivation angeführt:

KRIEGER hat in einer kritisch-differenzierten Analyse der BERLYNEschen Neugiertheorie herausgearbeitet (1976), daß dieser Ansatz in sich widersprüchlich sei, insofern er zwei Komponenten enthalte: einmal die konvergente Neugier (Wißbegier) und zum anderen die divergente Neugier (Suche nach Reizvariation; KRIEGER 1976, 104). Konvergente Wißbegier ist dabei im Sinne der Assimilation sensu PIAGET zu verstehen, d.h. als die Aufrechterhaltung, Anwendung und Durchsetzung der erlernten kognitiven Verarbeitungsmechanismen; die Suche nach Reizvariation ist die

motivationale Voraussetzung für kognitive Akkomodationsleistungen, d.h. Anpassung/Veränderung der kognitiven Verarbeitungsmechanismen an und für die Realität. In Bezug auf die Zielvorstellung einer optimalen Entwicklung ist die Suche nach Reizvariation für sich genommen sicherlich ein positives Charakteristikum, das allerdings bei unkorrigierter Intensivierung in unstrukturierte Umweltabhängigkeit und damit Negation selbstbestimmter Entwicklung umschlagen kann. Die konvergente Wißbegier als Anlaß zur Aktualisierung assimilierender Verarbeitungsmechanismen dagegen ist in der Maximierung für sich allein sicherlich negativ in Bezug auf die notwendige Flexibilität, den Kognition-Umwelt-Austausch einer optimalen Entwicklung. Darin manifestiert sich der negative Zusammenhang zwischen konvergierenden und divergierenden kognitiv-motivationalen Prozessen, wie er auch durch die Dogmatismus- und Rigiditätsforschung immer wieder empirisch nachgewiesen werden konnte (vgl. ROGHMANN 1965). KRIEGER zieht nun - in durchaus konsequenter Anwendung klassicher metatheoretischer Zielkriterien der Konstruktexplikation - die Konsequenz, daß man das Neugierkonstrukt in die beiden genannten Unterkonstrukte ausdifferenzieren müsse; dies aber würde dem Neugierkonstrukt m.E. alle ihm inhärente Utopiedynamik rauben. Wenn man die beiden polaren Unterkonstrukte im Sinn der paradoxal-utopischen Integration gerade programmatisch verbindet, dann erhält die konvergente Wißbegier die Funktion, über die Sicherheit der gewußten Fähigkeiten kognitiver Verarbeitung von neuem Reizmaterial gerade die divergente Suche nach solchem Material zu ermöglichen. Gleichermaßen aber wird durch die Fähigkeit der assimilierenden Verarbeitungsstrategien diese Reizsuche am Umschlagen in eine ausschließlich außengeleitete Abhängigkeit (motivational gesprochen: rein eskapistischem Suchen nach Abwechslung/Unterhaltung als Selbstzweck) gehindert. Das Neugierkonstrukt läßt sich also durchaus programmatisch in Form eines utopischen Konstrukts explizieren; die Realisierbarkeit diser Utopie wird m.E. durch die (selten, aber eben bisweilen doch erfolgreichen) empirischen Untersuchungen zur autonomen Motivierung nachgewiesen. An dieser Stelle ist dabei vor allem bedeutsam, daß es sich bei beiden polaren Merkmalen/Unterkonstrukten um Konzepte handelt, die bereits eine Interaktion von Individuum und Umwelt (einschließlich Prozeßaspekten) beinhalten. Das Beispiel berechtigt also m.E. zu der Konsequenz, daß die Anwendung des Utopieprinzips nicht nur auf die Generierung von Konstrukten beschränkt ist, die nur im engeren Sinn trait-Pole thematisieren.

Die Einbeziehung situativer Aspekte in ein programmatisch utopisches Konstrukt kann dann natürlich auch eine Bewertung dieser situativen Einbettung bzw. Auslösung bedeuten, die ethische Grenzen für das utopische Menschenbild konzipieren. Die Programmatik des Utopieprinzips kann also - formal gesprochen - sich auch darin manifestieren, daß das Konstrukt gegenüber den empirisch feststellbaren Phänomenen/Verhaltensweisen etc. eingeschränkt wird: eingeschränkt vor allem hinsichtlich der Legitimität von Handlungseisen in bestimmten Situationen. Ein Beispiel dafür gibt die psychologische Explikation des Konstrukts Ironie nach dem Utopieprinzip (ich führe die Polarität hinsicht-

lich der Bewertung in Richtung auf das Modell optimaler Entwicklung, den Umschlag von negativer zu positiver Korrelation etc. nicht vollständig aus, sondern konzentriere mich auf Aspekte der Situationsbewertung):

Die Rekonstruktion der Ironie unter Sprechakttheorie faßt diese auf als: Verbalisierung einer vorgeblichen Obernahme des Sprechers (1.Person) von Kognitionen/Bewertungen einer 2.Person, die (angezeigt durch bestimmte sprachlich-kognitive Ambivalenzen/Diskrepanzen) eigentlich negiert werden, wobei durch dieses Kollabieren der 'oberflächlichen' Semantik die 2. Person vor einer potentiellen (zuhörenden) 3. Person lächerlich gemacht werden soll, und das bedeutet: die 3. Person mit der 1. Person (und deren Einstellungen etc.) identifiziert werden soll (vgl. STEMPEL 1975). Diese Rekonstruktion kann man mit der sog. 'superiority'-Theorie des Humors verbinden und kommt dann hinsichtlich Funktion/Motivation ironischer Sprechhandlungen zu folgender Grundstruktur eines psychologischen Ironiekonstrukts (vgl. GROEBEN 1978): Ironie basiert auf der (eventuell sogar verzweifelten) Feststellung einer Nicht-Wirksamkeit der eigenen Person/Kognitionen etc. gegenüber Umwelt, also auf dem Gefühl, Umwelt weniger als es dem Bedürfnis entspricht, kontrollieren zu können; gleichzeitig damit ist sie aber der (paradoxal-sisyphushafte) Versuch, trotz dieser Feststellung Kontrolle durch kognitive Distanzierung, plötzliches Dekouvrieren abgelehnter Wertungen/Einstellungen etc. aufrechtzuerhalten. Damit ist aber auch eine programmatisch idealtypische Konzeption von Ironie aufgestellt: die idealtypische Ironie liegt vor, wenn der Ironie-Produzent nicht nur vom subjektiven Bedürfnis her, sondern auch objektiv in der unterlegenen Situation ist, die ihm überdies auch rational-argumentierende Veränderungsmöglichkeiten (Sprechzeit etc.) entzieht; dann ist Ironie sozusagen eine komprimierte aggressive Argumentation gegen die übermächtig kontrollierende Umwelt (seien es Personen, Institutionen oder dergl.; paradigmatisches Beispiel der Ausspruch von TEUFEL nach der Aufforderung, sich vor Gericht zu erheben: 'Wenn es der Wahrheitsfindung dient').Daraus folgt allerdings, daß es nicht legitim ist (die utopische Polarität verletzt), wenn ein objektiv Überlegener diese seine Oberlegenheit auch noch in Ironie gegenüber dem Unterlegenen ausspielt (z.B. Lehrer gegen Schüler; denn dann liegt keine paradoxe Integration vor, sondern schlicht unmoralische Eindimensionalität).

Auch in solcher bewertender Einschränkung auf bestimmte idealtypische Legitimationen kann also die progressive Dynamik nach dem Utopieprinzip generierter Konstrukte liegen. Das Utopieprinzip ebnet nicht (wie man es aus machen geschichtlichen Erfahrungen mit inhaltlichen Utopieentwürfen befürchten könnte) unmoralischen Handlungen/Verzerrungen den Weg; allerdings ist es auch nicht selbst schon ein Garant für die Einhaltung/Entdeckung ethischer Grenzen und Verantwortlichkeit in der Psychologie. Es wird ergänzt werden (müssen) durch ein Moralprinzip bei der Aufstellung psychologischer Konstrukte: (s. GROEBEN 1979).

LITERATUR:

ALBERT,H. 1968: Traktat über kritische Vernunft. Tübingen
BARRON,F. 1967: The psychology of creative writer, in: R.MOONEY&T.RAZIK (eds), Explorations in creativity. New York/London
BRANDTSTÄDTER,J. 1977: Gedanken zu einem psychologischen Modell optimaler Entwicklung, in: J.SCHNEIDER&M.SCHNEIDER-DÖKER (eds), Interpretationen der Wirklichkeit (im Druck)
ders. 1978: Bedürfnisse, Werte und das Problem optimaler Entwicklung, Mskr. Erlangen-Nürnberg
ders. 1979: Relationships between Life-Span Developmental Theory, Research and Intervention: A Revision of Some Stereotypes, in: R.R.TURNER&H.W.REESE (eds), Life-span developmental psychology: Intervention. New York (in press)
ders.&MONTADA,L. 1977: Erziehungsleitende Implikationen der Erziehungsstilforschung, in: T.HERRMANN&A.SCHNEEWIND (eds), Trierer Erziehungsstilsymposium. Göttingen
BUNGE,M. 1963: The myth of simplicity. Englewood Cliffs
ELLIS,A. 1967: Reason and emotion in psychotherapy. New York
GROEBEN,N. 1974: Wissenspsychologische Dimensionen der Rezeptionsforschung, LiLi 15, 61-79
ders. 1978: 'Ironie'. Forschungsprojektantrag DFG-Schwerpunkt Psycholinguistik. Mskr. Heidelberg
ders. 1979: Entwurf eines Moralprinzips zur Generierung von Menschenbildannahmen in der Psychologie. Ber.Psych.Inst.Uni.-Heidelberg (im Druck)
ders.&SCHEELE,B. 1977: Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts. Darmstadt
HERRMANN,T. 1976: Die Psychologie und Ihre Forschungsprogramme. Göttingen
HÖFFE,D. 1975: Strategien der Humanität. Freiburg
HOLZKAMP,K. 1972: Kritische Psychologie. Frankfurt
JONES,E.E.&NISBETT,R.E. 1971: The actor and the observer: Divergent perceptions of the causes of behavior, in: E.E.JONES et al. (eds), Attribution: Perceiving the causes of behavior. Morristown
KLAUS,G.&BUHR,M. 1972: Marxistisch-leninistisches Wörterbuch der Philosophie. Reinbek bei Hamburg
KRIEGER,R. 1976: Determinanten der Wißbegier. Bern/Stuttgart
KUBIE,L.S. 1966: Neurotische Deformationen des schöpferischen Prozesses. Hamburg
MASLOW,A. 1968: Toward a psychology of being. New York
MAY,R. 1975: The corage to create. New York
McMULLAN,W.E. 1976: Creative individuals: Paradoxical personages, J. of creative behavior 10 (4), 265-275
MISCHEL,W. 1973: Toward a cognitive social learning reconceptualization of personality, Psychol. Rev. 80, 252-283
NEUSOSS,A. (ed) 1972: Utopie. Neuwied/Berlin
ROGERS,C.R. 1964: Toward a modern approach to values. The valuing process in the mature person. J. Abn. Soc. Psychology 53, 160-167
ROGHMANN,K. 1965: Dogmatismus und Autoritarismus. Meisenheim am Glan
SCHNEEWIND,K.A. 1969: Methodisches Denken in der Psychologie. Bern/Stuttgart
SKINNER,B.F. 1948: Walden two. New York

STEMPEL,W.D. 1975: Ironie als Sprechhandlung, in:
W.PREISENDANZ&R.WARNING (eds), Das Komische. München, 205-236
TREIBER,B. et al. 1976: Bedingungen individuellen Unterrichtserfolgs, Z.f.Pädagogik 22, 153-179
ULMANN,G. 1968: Kreativität. Weinheim
WELLEK, A. 1966: Die Polarität im Aufbau des Charakters.
Bern/München

Ich danke für Kritik und Anregung: H.J.Ahrens, J.Brandtstädter, M.Hofer, A.Kämmerer, H.J.Knebel, B.Scheele.